

Dr. \*\*\*\*\*, der so gut annoncirt, und so schlecht kurirt, könnte dann fast — lebenslänglich im Kerker schmachten.

Der 7. Paragraph empfiehlt „zweckmässige Belehrung der Jugend“. „Kann Gurli naiver sein?“ Wo aber soll diese „Belehrung“ Statt finden? Im Lyceum, im Gymnasium, in der Handelsakademie, am Polytechnikum, in den höhern oder niedern Töchterschulen? Und wie steht es mit der Jugend, die keine öffentlichen Lehranstalten besucht. Soll diese in kindlicher Unwissenheit über die Gefahren der syphilitischen Ansteckung verbleiben, oder sollen vielleicht auch die Hauslehrer, die Gouvernanten ihren männlichen, wie weiblichen Zöglingen dergleichen „Belehrung“ ertheilen? Aber ohne Scherz sei es gesagt: kann man die Absurdität weiter treiben, als durch Aufstellung solch lächerlicher „Sanitäts-Massregeln“, die wie eine Parodie derselben klingen?!

Paragraph 8 gebeut in wahrhaft konstitutionellem und liberalem Geiste die strenge polizeiliche Durchführung der angeordneten ebenso klugen, wie praktischen Präservativ-Therapie. Der letzte Paragraph spricht sich gegen „Errichtung von eigenen Häusern“ aus, womit wir uns nach unsern Anschauungen und Erfahrungen nur vollkommen einverstanden erklären können.

Was bleibt also vernünftiger Weise von all' den schönen Projekten übrig? Nichts! Und wir spotten durchaus nicht darüber, dass die Sanitäts-Kommission des Gemeinderathes die sogenannte „Regelung der Prostitution“ abermals „vertagt“ hat. Denn wahrhaftig, es ist besser, ehrlicher, anständiger, einzugestehen: „Ich bin mit der Behandlung und Ausführung eines Gegenstandes nicht im Klaren, ich weiss keine vernünftige Antwort auf eine gegebene Frage, als um jeden Preis schwätzen und schwätzen, und polizeilich massregeln wollen — —!

Ad vocem Bordelle, will ich hier noch eines Erlebnisses gedenken, das ich v. J. in einer grössern Stadt der Normandie hatte. Ich reiste mit einem berühmten Professor und wir besichtigten in jener Hafenstadt die Spitäler, die Findelanstalt und auch Eines der öffentlichen Häuser. Wir traten in einen grossen, glänzenden Spiegelsalon ein, allwo etwa 20—30 Prostituées, alle sehr elegant toiletirt, theils in Gruppen, theils allein herumstanden, herumsassen, oder auch Siesta haltend, herumlagerten. Plötzlich hören wir einen durchbohrenden Aufschrei, und sehen, wie mehrere der Mädchen einer Ecke des Salons zu-eilten. Wir nahen uns den Umstehenden, und gewahrten eine schöne Blondine von Leichenblässe bedeckt, in tiefer Ohnmacht liegend. Da sagte mein Begleiter erschrocken zu mir: „Hören Sie, ich — kenne die Person!“ Wir legten unser Inkognito ab, und leisteten der Ohnmächtigen, was man so nennt, „ärztliche Hilfe“. Sie erholte sich allmählig, erblickt meinen theilnehmenden Begleiter, und verfällt in ein tiefes, ergreifendes Schluchzen und Weinen. Sich krampfhaft in die aufgelösten Haare fahrend, die Hände verzweifelt ringend, ruft sie ganz entsetzt

in deutscher Sprache aus: „Was sagen Sie, Herr Professor, was aus mir geworden ist?!“ Der Professor beschwichtigte die furchtbar Aufgeregte und Zerknirschte bestens, und versprach das Möglichste zu thun, um die reuevolle Sünderin aus diesem Pfuhle des Lasters zu erlösen.

Mein Begleiter erzählte mir beim Fortgehen, dass das Mädchen bekannt zwar als kokett, doch aus einer anständigen Familie sei, noch vor drei Jahren eine gefeierte Schönheit in \* \* \* \* \* war, und von einem berühmten Roué verführt, entführt und verlassen wurde. Eine durch und durch noble Natur, wie der Professor ist, ging er richtig am andern Morgen zu der Unglücklichen, erlöste sie aus den Krallen einer herzlos — habsüchtigen Pächterin, und gab ihr überdies das nöthige Reisegeld. Dankbar ergriffen, tief zerknirscht versprach die büssende Magdalena, sich in einem kleinen Städtchen, fern von der Heimath eine anständige Existenz zu verschaffen.

Nicht drei Wochen gingen in's Land, und die tiefgebeugte schöne Sünderin hatte richtig in einem kleinen Städtchen, in — Paris wieder ihre Fortune gemacht. Sie kutschirte im Bois kichernd und lachend in einem prächtigen Coupé herum!

Auf diese Häuser, auf die Bordelle passen noch mehr die Schreckensworte des Dante, als auf die Hölle: *Voi ch'entrate, lasciate ogni speranza!*

Ich will bezüglich dieser Artikel nur gleich Kritik an mir selber üben. Wenn ich sie durchlese, finde ich lauter abfällige Urtheile, lauter Negationen. Keine Bordelle, keine stündlich fälligen Gesundheitsscheine, keine polizeilichen Massregelungen „zugereister und vazirender Dienstmädchen.“ Aber abgesehen davon, dass der Publizistik der kritische Beruf näher liegt, als der positiv schöpferische, soll sie sich auch für den schädlichen Schlendrian erwärmen, begeistern? Darf sie, wenn sie nichts Besseres weiss, deshalb das — Schlechte gut heissen? Muss man nicht ein baufälliges Haus niederreißen, auch wenn man momentan nicht die Mittel hat, ein neues an dessen Stelle hinzubauen?

Baufällig, aber hinfällig und verwittert sind all Eure alten Luftschlösser zur „Regelung der Prostitution“, und namentlich Eure Bordell-Pläne. Besser man hält es mit dem weltklugen Kaiser Josef, der fast schon vor einem Jahrhundert sagte: „Wollt Ihr in Wien durchaus ein Bordell, nun so machet über die ganze Stadt ein Dach“; besser aufrichtig bekennen: Ich weiss Euch keine positiven, gerechten, der persönlichen Freiheit aller Staatsbürger gleich angemessenen, bewährt — erfolgreichen Vorschläge zu machen, als immer und immer wieder den alten *Parent-Duchatelet'schen* Plunder, alte Schlagwörter, abgenützte Frasen, als gänzlich unpraktische „Lehrmeinungen“ „zur Regelung der Prostitution“ vorzubringen. Besser auch und redlicher seine Unwissenheit einge-

stehen, als wissentlich Projekte wiederzukäuen und dringend anzuempfehlen, die keinen Halt, keinen Nutzen, keine Lebensfähigkeit, wohl aber allerlei Chikanen, Inkonsequenzen und einen kostspieligen polizeilichen Apparat in ihrem Gefolge haben.

Wisst Ihr eine neue, vernünftige, gerechte und erfolgreiche Methode, wie Ihr die Prostitution nach ihrem ganzen, bunten Preis-Courant regelt und ordnet, wie Ihr die Infektionen durch die ganze grosse Gesellschaftsklasse der Halb- und Viertelwelt verhütet, oder nur begrenzt, dann beugt sich mein Geist vor dem Euren, aber den haltlosen Schlendrian neu in Szene setzen wollen, wahrhaftig die Arbeit der Danaiden, das Werk der Penelope ist dagegen ein dankbares Geschäft!

Und dennoch kömmt Morgen wieder die Frage der „Regelung der Prostitution“ im Schoosse eines gewissen Kollegiums zum zehntenmale zur Diskussion, dann sehen wir, wie wieder der alte Brei neu aufgewärmt wird, wie wieder die alten, lendenlahmen Gäule der „Bordelle“, „Gesundheitsscheine“ u. s. w. gesattelt und geritten werden. Ob die Diskussion einen praktischen Zweck erreicht, ob die Resultate der Debatten von den Behörden jemals beachtet und ausgeführt werden, das ist ganz — Nebensache, die Hauptsache bleibt einmal die Diskussion. Es ist zu angenehm sich — reden zu hören, zu lockend das Gesprochene dann auch — gedruckt zu lesen, zu verführerisch ein Bisschen „Parlamentarles zu spielen!“

## Syphiliatridische Finanzpolitik.

### Besuch bei Charles Albert in Paris.

Die Syphilis, dieses scheinbar so kleine und leicht übersichtliche pathologische Gebiet, war doch von jeher das weiteste Feld, auf dem ärztlicher Charlatanismus und Jesuitismus ihre fettesten Ernten hielten, und wo in dem Gewirre und Getriebe der Parteien, der grösste Tummelplatz für medizinisch-chirurgische Gaukeleien und Schwindeleien angebahnt wurde. Wahrhaftig in einer Anarchie herrscht mehr Gesetz und Ordnung, beim Thurbau von Babel waltete mehr System und Regel, als in der Diagnostik und Therapie der Syphilis. — Die Einen spekuliren allüberall nur auf sekundäre und tertiäre Syphilis, den Andern passt nur die primäre in ihren Kram; der Eine sieht sie überall, der Andere nirgends; der Eine maskirt sie absichtlich, der Andere demaskirt sie absichtslos; der Eine betrachtet

sie als harmlose, schöne Sünderin, die nur durch schlechten Umgang und schlechte Behandlung in so schlechten Ruf gekommen, der Andere als gefährliche, kaum zu bessernde Verbrecherin, deren Sünden sich bis in's dritte und vierte Geschlecht fortpflanzen. Und dasselbe Chaos, welches in der Erkenntniss dieser Krankheit herrscht, waltet auch in ihrer Behandlung. Die Einen, die jedes Symptom, das sich bis jetzt redlich als syphilitisches legitimirte, für merkurielle Contrebande konfisziren, ordiniren — Jod, um damit den — Merkur aus seinem alten Schlupfwinkel zu vertreiben; die Andern, die oft jeden harmlosen Flohstich für ein syphilitisches Exanthem reklamiren, behandeln diesen mit Mercur, hüten sich aber wohl, ihn mit Jod zu verbinden, damit des Merkurs Wirkung dadurch nicht neutralisirt werde; die Dritten wieder sperren die Maus: Merkur, und die Katze: Jod in einen körperlichen Behälter, sich nicht darum kümmernd, wie sich diese beiden chemischen Erbfeinde mit einander vertragen. Ist das eine Wissenschaft! Ist das eine Logik!

Die meisten und lukrativsten Geschäfte werden aber doch in sekundärer und tertiärer, in imaginär-konstitutioneller Syphilis gemacht. Das ist leicht erklärlich. Ein so kleiner, weicher Schanker ist schnell kurirt, eine harmlose Excoriation noch schneller; damit ist aber nur dem Patienten und nicht dem Doktor geholfen, denn die äusserlich leidende Menschheit ist gerade so kurzsichtig und verblendet, wie die innerlich leidende. Du darfst sie noch so gut, noch so schnell und einfach kuriren, sie wird Dich nicht so gut honoriren, wie wenn Du sie an demselben Leiden lange behandelst und ihr viele Medikamente verschreibst! Die Parole heisst also stets: „eine grosse Kur!“ Und da haben unsere syphiliatridischen Grosshändler ein vortreffliches Mittel zur Hand. Diese respektable und wohlklingende Formel heisst; „Äusserlich sind Sie kurirt, aber innerlich noch nicht; die Erfahrung, die Vorsicht, die Nachkommenschaft gebietet eine — Nachkur, eine Blut- und Säftereinigungskur!“ Nun hält selbst der leichtsinnigste Mensch gar grosse Stücke auf „gute Säfte und reines Blut“ für sich, für seine Freundin, für seine Gattin und Sprösslinge! Und fragst Du: Wie lange aber dauert so eine recht gründliche, den ganzen Menschen ganz neu umstaltende, grosse Nach-, Säfte- und Blutreinigungskur? Kein Unsterblicher hat Dir je eine Antwort darauf gegeben, kein Sterblicher wird Dir sie je geben! Denn, wenn Du Schmerzen hast und sie aufhören, so weisst Du, dass Du keine mehr hast; wenn Du eine Wunde, einen Ausschlag, wenn Du welche Krankheit immer hast, und die Wunde vernarbt, der Ausschlag verschwunden, die Krankheit vorüber ist, so weisst Du, dass Du genesen; wenn aber Deine Säfte „verdorben“, und Dein Blut „vergiftet“ — es ist wirklich schauerlich! — wenn Du Etwas hast, was Du nicht fühlst, nicht siehst, nicht greifen und begreifen kannst,

und was nur Dein Arzt verstehen und beurtheilen kann, so bist Du diesem auf Gnade und Ungnade überliefert. Hier ist der Arzt absoluter Herrscher, er ist Anwalt, Kläger und Richter in einer Person. Er kann Dich zu sechs Wochen Hausarrest mit Zittman'schen Dekokt, er kann Dich zur Strafe der Schmier- und Jodkur, mit entsprechendem Fasten verurtheilen, und vom Glücke begünstigt bist Du noch, wenn 30 Flaschen blutreinigende Dekokte hinreichen, Dir Deinen kostbaren Lebenssaft zu purifiziren und zu filtriren! denn in solchen maskirten und mysteriösen Fällen folgst Du dem Arzte mehr und blinder, als in allen andern, denn Deine verdorbenen Säfte und Dein vergiftetes Blut erheischen eine solche heroische Läuterung durch das Fegefeuer einer — grossen Kur! Wie viele unbedeutende, kleine syphilitische, oder vielmehr nicht syphilitische Leiden jahrein, jahraus solche grosse Kuren durchmachen müssen, wie viele therapeutische Kanonen gegen pathologische Mücken aufgeführt werden? Wem von uns kommen nicht, von Zeit zu Zeit solch' erbauliche Histörchen zu Ohren? Und wer sich solch' hohe Zinsen zahlen lässt, wer solch' ärztlichen Wucher treibt? Man wird es der Milch meiner frommen Denkungsart, der Harmlosigkeit meines kindlichen Gemüthes wohl glauben, dass ich bei Schilderung dieser Zustände und Persönlichkeiten nicht an Den und Den in — Wien gedacht, sondern nur an Paris, an:

### Charles Albert.

Charles Albert, das ist nicht eine Person, sondern eine Dynastie, gleich den Bourbons, den Orleans! Die Syphilis, d. h. ihre Behandlung, erbt sich in dieser Familie von Vater auf Sohn und Enkel fort. Der Majoratsherr stets Charles Albert geheissen, übernimmt immer das Fideicommiss der „Maladies secrètes“. Das salische Gesetz ist in der Familie, wie überhaupt in Frankreich nicht eingeführt. Charles Albert est mort, vive Charles Albert! — Man weiss, dass die Söhne grosser, oder auch nur sehr beschäftigter Aerzte sich schon eines sehr bedeutenden Grades von Unfähigkeit und Nachlässigkeit erfreuen müssen, wenn ihnen der Abglanz des väterlichen Namens nicht zu statuten kommt. Gewöhnlich fliegen den Sprösslingen berühmter Praktiker schon die gebratenen Tauben der Praxis in den Mund; man erbt unglücklicher Weise, nicht nur die — Hämorrhoiden, man erbt auch die Praxis! Die Firma Charles Albert hat sich in Paris unvergänglichen Ruhm um das ärztliche Annoncenwesen erworben. Ob es der Ahnherr, das Haus, ob es Charles Albert I. oder II. war, dem das unsterbliche Verdienst gebührt, für die Reklame der maladies secrètes die — Strassenecken, die Omnibus, die Pissoirs erobert zu haben, darüber konnte ich selbst nicht in Paris genügend-historische Auskunft erhalten. Charles Albert I. wird schon als eine Art Mythe behandelt!

Der gegenwärtige Firma- und Geschäftsführer der maison Charles Albert, wohnt gleich seinen Vorfahren in dem Stammschlosse, Nr. 19, rue Montorgueil. Schon in der Hausflur prangt folgende Inschrift: *Maladies, seul cabinet médical, fondé par le docteur Charles Albert.* An der Treppenwand steht zu lesen: *Cette ligne conduit au cabinet des consultations, tournez le bouton.* Die Thür öffnet sich, man wird von dem Diener in eines der Wartezimmer gewiesen. In diesem „cabinets d'attentes“ wird mit den Kommenden, Gehenden und Wartenden ein Schwindel getrieben, wie bei unseren Zahnärzten. Da wird eine Thür auf- und zugemacht, man weiss nicht weshalb, da geht auf der einen Seite Einer heraus, und kommt auf der andern Seite wieder herein, man weiss nicht wozu — ganz wie die Taschenspieler mit ihren doppelten Böden. Da müssen die Patienten warten und warten, während bei dem Herren Doktor gar Niemand ist, und er mit seinen Bedienten, oder mit sich allein laute Monologe spricht. Das gehört so zu dem höheren Schwindel! In dem Zimmer, wo ich wartete, befanden sich zwei elegante Herren, und ein etwas schofel aussehender, dann eine kleine hübsche Dame, der echte Typus einer französischen Grisette. Die historische Wahrheit gebietet mir zu berichten, dass ich der Dame mehr Aufmerksamkeit schenkte, als den Herren. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass Donna Diana schwerer zu erobern war, als die kleine Französin, und dass Jakob etwas länger um Rachel werben musste, als ich um die pikante Grisette, denn schon nach 5 Minuten sagte sie mir: *C'est ma visite de reconnaissance ici, je suis tout a fait retabli — Monsieur voila ma carte!* Ob das Ganze Komödie war, ob dies eine künstliche Patientin, oder eine natürliche Geschäftsfreundin des Mons. Ch. A. war, das weiss ich noch zur Stunde nicht, wohl aber, dass es in Paris stärkere und reinere Magnete gibt, als die problematischen Reconvalescentinnen aus dem Atelier des Mons. Charles Albert!

Das Consultations-Zimmer des Mons. Charles Albert gewährt einen fantastischen, für bornirte Laien, imponirenden Anblick. Auf der einen Seite stehen grosse, mächtige Folianten, wie in einem alten Grosshandlungshause, das sind die geheimen „Bücher“, das ist das syphiliatridische Archiv der Familie; auf der andern Seite wieder befindet sich die Bibliothek, Riesenwerke, zumeist in respektablem Schweinsleder gebunden; auf den verschiedenen Tischen und Etagères liegen Spritzen und Pompes von den verschiedensten Formen, Grössen und Stoffen, ganze Berge von Catheter, Bougies, Lapishälter, Mutterspiegel, Pincetten u. s. w. in malerischer, ordentlicher Unordnung. Dazwischen manch' allerliebste Nippsächelchen als Arabesken. Ich stellte mich Herrn Charles Albert nicht als Arzt, sondern unter dem Vorwande vor, dass ein guter Freund an einer so veralteten und hartnäckigen Gonorrhöe leide, gegen welche bisher die Kunst der ersten deutschen Aerzte geschei-

tert. Wenn es durchaus nöthig sein sollte, wolle mein sehr reicher Freund nach Paris kommen, vor der Hand möchte er es mit der, auch so berühmten schriftlichen Behandlung des Mons. Charles Albert versuchen. Mit dieser „faulen Ausrede“ hoffte ich den Mann im ärztlichen Négligé zu sehen. Meine Finte gelang, um so leichter, da Mons. Charles Albert eine ganz unbedeutende, geistlose Persönlichkeit ist, die nur den chic, nicht den esprit, nur das savoir faire, nicht die verve eines distinguirten, französischen Charlatans hat. Er macht den Eindruck eines festlich zubereiteten, effectvoll scenirten — Komödienarztes. Kein Funke von Genialität, keine Spur von Ursprünglichkeit. Alles Mache, Schminke, Theatermache, Theaterschminke!

Auf mein Ersuchen der „schriftlichen Behandlung“ wurde sogleich mit grosser Bereitwilligkeit eingegangen. Er sprach etwas pathetisches, geschwollenes Zeug über die „gonorrhoe négligée“, und, dass er so eben auch einem „grand Seigneur à Vienne“ eine grosse Sendung seiner berühmten Familien-Medikamente zukommen lasse. In der That, stand ein Kistchen auf dem Sekretär, darauf die Adresse einer diplomatischen Notabilität in Wien. So schweifen unsere hohen Wiener Kranken öfters in die Ferne; in der Nähe können sie so was gar nicht finden!

Ich lasse hier die Original-Rechnung folgen, wie sie als erste Sendung für meinen imaginär-gonorrhoeischen Freund bestimmt war:

12 boites bols d'Arménie .....	60 Fr.
12 paquets de poudre temperante .....	36 Fr.
12 bouteilles d'injection resolutive .....	24 Fr.

Summa...120 Fr.

Nebst dieser so spottbilligen Interimsnote, erhielt ich noch von Mons. Ch. A. ein klassisches Büchlein, betitelt „Le médecin des maladies secrètes, ou art de les guérir soi-même!“ Das ist der Punkt, wo der Pariser Charles Albert über den Wiener noch hervorragt, wie der Stefansturm über das Laurenzerbergel!\*) Bei der Selbstheilung handelt es sich zumeist um den Selbstverschleiss von Medikamenten. Während die andern Pariser Syphiliater grösstentheils mit den dortigen Apothekern Compagnie-Geschäfte machen, verachtet das Haus Charles Albert dergleichen merkantilische Halbheiten, und zieht die leidende Menschheit lieber — allein aus! In dem gymnastisch-equilibristischen Circus der Familie Ch. A. werden nur zwei therapeutische Steckenpferde geritten. Das Steckenpferd für die „maladies de la première classe“ heisst: „Bol d'Arménie“, und das für die „maladies de la seconde classe“: „vin de Salsepareille“, oder kurzweg „vin du docteur Albert!“

\*) Residenz unseres Wiener Charles Albert.

Gegen „gonorrhée“, und „fleurs blanches“ jeglicher Art, sind die Bols ein Unicum, ein Arcanum! „Le Bol d'Arménie est le remède le plus prompt, le plus sur, le plus doux, le plus héroïque contre la gonorrhée“. So betheuert Mons. Ch. A. eben so oft, wie feierlich! Man nimmt von den Bols 15—20 per Tag, während einer Kur 2—300, was mit den medikamentösen Beigaben ein Süssmchen von 3—400 Francs beträgt. Gegen die Damen sind die Bols noch von einer besondern Galanterie denn „les femmes peuvent continuer les Bols à l'époque du flux menstruel!“ Je mehr Bols überhaupt genommen werden, desto besser, nicht so sehr für den Magen der Patienten, als für die Börse — des Herrn Doktors!

Die wunderbare Wirkung der Bols in der „première classe“, werden nur noch überflügelt von der des „vin de Salsepareille“ in der „seconde classe“, denn da steht gedruckt zu lesen (Pag. 37), „Aujourd'hui nous pouvons le dire sans exagération, que le vin du Docteur Albert est infailible contre toute affection syphilitique, quelque ancienne et invétérée qu'elle soit!“ Aber nicht nur gegen die sicht-, fühl- und greifbaren syphilitischen Leiden will Doktor Albert seinen Wein ausschenken, sondern auch gegen die ungreif- und unsichtbaren, denn dann steckt der venerische Teufel um so sicherer innerlich, „dans le sang!“ Dann rekommandirt er seinen Wein bestens für all' Diejenigen, die in den Ehestand treten wollen, aber früher schon in unkeuscher Liebe privatisirt haben, um der Zukünftigen nicht als Mitgift mitzubringen, was man etwa von der Vergangenen, als Souvenir erhalten; ferner selbst Säuglingen an der Mutterbrust „pour les enfants même à la mamelle“, wenn auf die Eltern nur der leiseste Verdacht der geringsten Ansteckung haftet. Wein ist ja die Milch der — Alten! Die Ansicht dieses ärztlichen Kellermeisters, geht überhaupt dahin, jede Familie solle in ihrer Wirthschaft vorsichtshalber so ein Heidelbergerfässchen Sassaparilla-Wein eingekellert haben, denn er hat den Vorzug mit den andern edlen Weinen, dass je älter er wird, desto besser auch!

Eine Parallele zwischen Charles Albert und Ricord ziehen wollen, wäre eine wahrhaft literar-medizinische Sünde. Es ist, als wollte man Molière mit Dumas fils, Champagner mit Sodawasser vergleichen. Wenigstens dem jetzt regierenden Charles Albert fehlt Alles, was nur im Entferntesten mit Geist, Humor, Originalität eine Wahlverwandschaft hat. Und wer könnte Ricord diese Lichtseiten, trotz all seiner Schattenseiten streitig machen?



## Ein Besuch bei Madame Lachapelle.

Madame Lachapelle ist eine der beschäftigsten und renommirtesten Hebammen von Paris. Aber das hier zu Land gebräuchliche Wort „Hebamme,“ ist nur eine schwache, unzulängliche Bezeichnung für den grossen Wirkungskreis, und die vielverzweigte Berufssphäre dieser Dame. Eine deutsche, eine Wiener Hebamme, wird in der Regel nur zum letzten — zum kritischen Geburtsakte gerufen; die Pourparlers junger, schüchterner, zum ersten Male sich Mutter fühlender Frauen, erstrecken sich höchstens auf die grossen Fragen: ob man ein Bad, ein Lavement nehmen soll, oder nicht, ob es gerathener die Milchspenderin des zukünftigen Sprösslings im „Findelhause,“ oder bei der „Zuschickerin“ zu suchen. Ferner züchtigliche Fragen, um den Zeitpunkt, wann der zukünftige Stammhalter das Licht der Welt erblicken wird, bei welcher feierlicher Gelegenheit sich die Frau Hebamme gewöhnlich nur um mehrere Tage, Wochen, ja Monate „verrechnet.“ Ganz anders Mad. Lachapelle. Sie ist sage femme, sie ist Gynäkologin, sie ist Syphilidologin, sie ist auch Operateurin für die kleinen Leiden des weiblichen Lebens; sie ist Vertraute und Helferin von jungen Frauen und alten Ehemännern, von Müttern und Töchtern, die irgend ein kleines Malheur zu verbergen, und zu repariren haben; sie verheisst dem unfruchtbaren Schoosse der Gattin den sehnuchtsvoll erwarteten Kindersegen, und verspricht der liebevollen „Jungfrau“ Befreiung von unerwünschten, vorzeitigen Mutterfreuden!

Schon der „salle d'attente“ bei Mad. Lachapelle ist höchst interessant. Ich war dort, unter einer Menge elegant gekleideter Frauen der einzige Mann. Da eine solche Situation meine angeborene Schüchternheit eher vermindert, als erhöht, so war ich bald in lebhafter Conversation mit mehreren Damen begriffen, denen ich mich als „Frauenarzt Dr. W. Schlesinger“ vorstellte; wie man weiss, eine weithin renommirte frauenärztliche Firma in Deutschland sowohl, wie in Frankreich!

Eine pikante Französin, mit etwas verdächtigem embon-point schien grosses Wohlgefallen an meiner Indignation zu haben, mit der ich mich über jenen Paragraph des französischen Code äusserte, der da lautet: Toute recherche de la paternité est interdite. Es ist dies in der That ein ebenso inhumanes, als unpolitisches Wort der Rechtspflege. Ich will gar nicht von Fällen sprechen, wo der Vater ausser Zweifel steht, aber wen wird vernünftiger Weise eine Mutter, die ihre Hingebung nicht auf einen Mann beschränkte, als den Vater ihres Kindes bezeichnen? Sicherlich Denjenigen, der zumeist in der Lage ist, ihr Kind zu erhalten, zu

ernähren. Und da es nicht nachweisbar, welches der wahre, echte Vater, und da es vom staatlichen und humanistischen Standpunkte geboten, so wenig schutz- und hilflose Kinder in die Welt zu setzen, wie möglich, so ist das Gesetz, welches der Mutter versagt, einen reichen Vater für ihr armes Kind zu suchen, ein hartes, grausames, ungerechtes. Mein ritterlicher Feuereifer für die verfolgte Unschuld schien der Dame ungemein zu gefallen, und sie liess durchblicken, wie sehr sie es bedaure, nicht in dem gelobten Lande gelebt und geliebt zu haben, wo das Gesetz es erlaubt, dass die Mutter für ihr unglückliches Kind den Vater suche, der ihr, unter gleichen Verhältnissen am Besten dazu geeignet erscheint.

Merkwürdig war mir auch eine Matrone die mit einem jungen Mädchen zu Mad. Lachapelle kam: „pour preuve de son pucelage.“ Eine Mutter, die sich von der Jungfräulichkeit ihrer zukünftigen Schwiegertochter handgreiflich überzeugen will! — Welch romantisch-idyllische Familienscene, welch ideal-rührendes Vertrauen!

Nach einer höchst amüsanten und anregenden Stunde des Antichambrirens, wurde ich bei Mad. Lachapelle angemeldet. Mein alter Spass, dass es sich um eine Consultation bei einer so reich erfahrenen und berühmten Frau in einem besonders wichtigen Falle handle, verschaffte mir auch hier einen überaus freundlichen Empfang. Der Salon, in dem mich Mad. Lachapelle Platz nehmen hiess, war nicht nur mit ausnehmenden Geschmack möblirt, sondern auch, mit einem gewissen, ich möchte sagen — gynäkologischen Raffinement arrangirt und scenirt. Auf Tischen, Tischchen und Etagères lagen in malerischer Unordnung ganze Batterien von allerlei Mutterspiegeln, Mutterspritzen, Mutterkränzchen, Mutterzangen, Bruchbändern, Clyso-pompen, Bougien, Sonden, Katheter, Lapishälter, Dilatoren, allerlei Scheeren, Scalpellen, und sonstige chirurgisch-gynäkologische Instrumente dienen ihnen als Arabesken. Im Hintergrunde des Salons steht ein grosses prachtvolles, von vergoldeten Säulen getragenes Ruhebett, das von schweren Damast- und Sammt-Draperien umrahmt ist; weit imposanter und theatralischer, als das berühmte Galla-Ruhebett unseres Burgtheaters, auf dem Othello Desdemona erdolcht.

Mad. Lachapelle ist eine Frau in den besten, aber nicht in den schönsten Jahren, sie hat ein unbestritten distinguirtes und intelligentes Aussehen, ist ihrem Alter angemessen so passend vornehm gekleidet, wie dies nur eine Französin versteht, und gemahnt in ihrer Haltung, Bildung, in ihrem ganzen Wesen weit mehr an Madame George Sand, als an unsere liebwurthe Madame Gruber, selbst zu jener Zeit, als dieselbe noch „bei Hof“ war!

Nach den ersten, artigen Worten der Begrüssung frug mich Mad. Lachapelle um die Position und um den Wirkungskreis der deutschen, und insbesondere der Wiener Hebammen? Ich er-